

Politische Probleme osteuropäischer Historiografie nach 1945, zeitgenössisch dargestellt:

JOSEF GERHARD FARKAS

SCHWIERIGKEITEN HEUTIGER GESCHICHTS-
FORSCHUNG IN UND ÜBER SÜDOSTEUROPA

in: ÜBERLIEFERUNG UND AUFTRAG
Festschrift für Michael de Ferdinandy

Hrsg.: Josef-Gerhard Farkas. Wiesbaden 1972, Pressler.

Diese Überschrift möchte als Distanzierung verstanden sein gegenüber jedem Vollständigkeitsanspruch. Deshalb spricht sie nicht „die“ Schwierigkeiten an. Sie bezieht sich auch nicht auf bestimmte Forschungsthemen, wiewohl ein paar Beispiele zwangsläufig erwähnt werden müssen. Wie wenig unsere Umschau etwas anderes bezweckt als lediglich die Erfassung jenes Grundproblems, das in Lehre und Forschung unentwegt behindernd auftaucht, soll das hier vorangestellte Goethe-Postulat betonen: „Es gibt keine patriotische Kunst und keine patriotische Wissenschaft. Beide gehören, wie alles hohe Gute, der ganzen Welt an und können nur durch allgemeine freie Wechselwirkung aller zugleich Lebenden, in steter Rücksicht auf das, was uns vom Vergangenen übrig und bekannt ist, gefördert werden“¹⁾. Den damaligen Ausdruck „patriotisch“ ersetzen in unserer Zeit viele Synonyme aus dem weltanschaulichen, gesellschaftspolitischen Bereich. Aber auch dem ursprünglich-schlichten Sinngehalt des Wortes sieht sich häufig konfrontiert, wer in oder über Südosteuropa forscht.

Südosteuropa (das seit dem Zusammenbruch der k.u.k. Monarchie so bezeichnete, aber auch hinsichtlich nachfolgestaatlicher Zugehörigkeit kaum korrekter benannte Gebiet als der „Balkan“ des Berliner Blindenanstaltsdirektors und Geographen Johann August Zeune) ist eine von „Todesstreifen“ zerfurchte Landschaft: von der unweit Wien beginnenden ungarischen Grenze bis zur Demarkation zwischen Sozialistischer Republik Rumänien und ukrainischer SSR trennt die Völker des einstigen Großreichs ein System von Sperrgürteln und Wachttürmen entlang vieltausend Kilometern immer frisch aufgeackerter Kahlschläge. Symbolhaft für das zögernde Händereichen ragen siebenundzwanzig Jahre nach dem zweiten Weltkrieg die Trümmer weder abgetragener noch wiederaufgebauter Brücken aus dem Donaustrom. 1955 summierte Julius von Farkas

die Historiographie aus der ersten Generationsspanne seit Zerstückelung des Vielvölkerimperiums, der verschiedene mehr oder minder brutal-gewaltsame Grenzkorrekturen gefolgt waren, dazu ebenso gewaltige wie tragische ethnisch-selektierende Bevölkerungsumgruppierungen zwischen den Weltkriegen und vor allem in und nach dem zweiten Weltkrieg: „Außer der geographischen Nachbarschaft der Staaten ist auf den ersten Blick keine innere Verbindung zwischen den einzelnen Donauvölkern zu erkennen. Keiner will von dem anderen etwas wissen. Der vergötterte Held des einen wird bei dem anderen zum feigen Verräter, ja zum gemeinen Verbrecher gestempelt. Gemeinsam erlebte geschichtliche Ereignisse bekommen je nach Volk eine verschiedene Färbung. Man macht sich gegenseitig Gebiete streitig, und, um die nationalen Ansprüche zu erhärten, wird Geschichte frei konstruiert“⁽²⁾.

In den mittlerweile vergangenen gut anderthalb Jahrzehnten sind in allen südosteuropäischen Ländern ungezählte Geschichtswerke verboten worden, und zwar aus dem zurückliegenden Zeitraum offener nationaler Gebietsstreitigkeiten nicht anders als aus der seitherigen, wechselhaften Ära ideologischer Gleichschaltungsbestrebungen oder politischer Richtungs-suche. So beweist das erste große Hindernis für zahlreiche Forschungsprojekte, die viele Vorarbeiten samt bibliographischen und Materialhinweisen verbergenden „Sperrbibliotheken“, zu deren Benutzung es der Erlaubnis höchster Stellen bedarf, daß die wiederholte Säuberung der Bestände auch von chauvinistischen Entstellungen eher beiläufig geschah: Nebenprodukt eigentlich parteigeschichtlichen „Revidierens“. Folgerichtig findet nur zögernd Aufnahme, was ausländische, zumal westliche Wissenschaftler an Beiträgen zur Justierung überkommener Verzerrungen liefern.

Ostblock-Wissenschaftler selbst haben gelegentlich mit Nachdruck für die Errichtung von Osteuropa-Instituten plädiert. Im nacherwähnten Fall knüpfen Begründung und Zielvorstellung kurioserweise an einen 1938 erschienenen Essay Michael de Ferdinandys an³⁾. Der damals „verständlicherweise“ kurzlebigen Zeitschrift *Apolló* attestiert der späte Rezensent, daß sie eben „wirklich frei war von Rassenwahn, von der Ende der dreißiger Jahre so einträglichen Ungartümelei“; „nicht einmal der Schatten chauvinistischer Hetze“ könne auf jenes Organ oder die große Mehrheit seiner Mitarbeiter fallen, die „oberhalb der tagespolitischen Hoffnungslosigkeit

die Grenzwälle eines ideellen, virtuellen Mitteleuropas bestimmen“ wollten, dessen Konzeption sie vornehmlich der dichterischen Vision Adys und der wissenschaftlichen Arbeit Bartóks verdankten⁴⁾. Aber das gut-nachbarliche Südosteuropäertum der 1938er Apolló-Mannschaft wie auch jüngere Ansätze möchte der Leitartikler des 1969er literarischen und politischen Wochenblatts nicht ohne harte Konditionen realisiert sehen: „Einmal, unmittelbar nach der Befreiung, existierte in Budapest schon eine mit Osteuropa befaßte wissenschaftliche Institution. Die Absicht damals war nicht schlecht, etlichen Mitarbeitern des Instituts gelang es, bis heute unentbehrliche Arbeiten zu veröffentlichen – auch dies ein weiterer Beweis für die hohe Aktualität des Themas. Freilich waren wir noch weit entfernt von der heutigen Auslegung Osteuropas. Unmittelbar nach der Befreiung hatte dieser Begriff eher geistesgeschichtlichen als marxistischen Gehalt. Das war der Generallinie des Instituts anzumerken. Heute jedoch bestünde die Möglichkeit, daß wir das neue, das *sozialistische* Osteuropa studieren – nicht mehr nach subjektiven guten Absichten, sondern mit wissenschaftlicher Gründlichkeit“⁵⁾.

Den Unterschied zwischen früherer Subjektivität und neuer „Objektivität“ demonstriert ein ungarischsprachiger wissenschaftlicher Steady-seller, der seit 8 Jahren der Schulung des akademischen Nachwuchses dient⁶⁾. Die Bibliographie ist nicht alphabetisch geordnet, sondern nennt Abschnitt um Abschnitt „überall zuerst die Werke marxistisch-leninistischer Betrachtungsweise, des weitern einige solche Arbeiten bürgerlicher Geschichtsschreibung, deren Angaben – trotz der Anschauungsmängel – brauchbar sind in bezug auf einzelne Fragen“⁷⁾. Über das siebenjährige Bemühen um ideologische Ausrichtung heißt es im Vorwort des vor der Zweitaufgabe verstorbenen Erik Molnár: „Im Geschichtswissenschaftlichen Institut begann die Vorbereitung der ‚Geschichte Ungarns‘ 1957. Die meisten Manuskripte wurden zunächst im breiten Kreise diskutiert, dann wurden nach Überarbeitung der Texte die einzelnen Kapitel wiederholt auch von mehreren Mitarbeitern überprüft. Eine gewisse Unebenheit ergab sich schon daraus, daß das Werk von zehn Autoren verfaßt worden ist, größtenteils Angehörige der jüngeren Generation unserer Geschichtswissenschaft, unter denen bezüglich der Beurteilung einzelner Fragen, Handhabung des Materials, des Forschungsgebiets, der Interessensphäre und Tiefe der marxistischen Auffassung Differenzen bestehen. Die Redaktion,

deren Streben vor allem darauf gerichtet war, die kontinuierlich marxistische Behandlung der Hauptprobleme zu gewährleisten, vermochte diese Unterschiede ebensowenig vollends zu eliminieren wie die stilistischen Abweichungen⁸⁾. Angelegt im Jahr nach dem Volksaufstand von 1956, wo sich Pädagogenausschüsse, Schülerparlamente und Revolutionskomitee des Budapester Unterrichtsministeriums einig waren in der Forderung nach neuen Geschichtsbüchern⁹⁾, sollte und soll das umfangreiche Werk Zeugnis ablegen von der „neueren Entwicklung unserer Geschichtsschreibung. Es ist bekannt, wie häufig während der Jahre des Personenkults subjektive Stellungnahmen und unkorrektes ‚Aktualisieren‘ waren, bei der Geschichte der Arbeiterbewegung, aber auch auf anderen Gebieten der nationalen Geschichte. Diese Zusammenfassung nun entstand in einer Phase, da es auf Grund der neueren Entwicklung des Marxismus-Leninismus und der prinzipiellen Stellungnahme der Partei möglich geworden ist, solche Fehler zu liquidieren und die durch die dogmatische Auffassung verursachten Verzerrungen auszuschalten“¹⁰⁾. Das Vorwort, dessen Erklärungen hier auch auf die Gefahr der Weitschweifigkeit hin möglichst im Kontext zitiert sind, betont, besonders beim Abhandeln der antihabsburgischen Kämpfe am Ende des siebzehnten und zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts habe sich „die marxistische Grundsatzthese vom Primat des Klassenkampfes“ als geeignet erwiesen, viel Nationalistisches hinauszufiltern, und zwar ohne jene Nabelschau, die noch 1951 mit der „Geschichte des ungarischen Volkes“ (A magyar nép története) geübt worden war: „Das vorliegende Werk erörtert [im Unterschied zum vorangegangenen] nicht allein die Geschichte des ungarischen Volkes, sondern unternimmt einen Versuch zur Darstellung der Geschichte Ungarns. Die Erforschung der Geschichte nicht-ungarischer Völker, die auf dem Gebiet des einstigen Ungarns gelebt haben, ist nämlich soweit fortgeschritten in der Geschichtswissenschaft der benachbarten Völker und auch bei uns, daß die Autoren dieses Bandes sich bereits auf solider Grundlage an die Verwirklichung dieser erweiterten Zielsetzung heranmachen konnten. Zweifellos jedoch spiegelt diese Arbeit nicht bloß die Erfolge unserer Geschichtswissenschaft, sondern auch ihre Probleme und Schwächen. Wenngleich wir von einem Fortschritt beim Aufhellen unserer Verbindungen zu den Nachbarvölkern sprechen durften – gewiß wäre eine noch vielseitigere Wiedergabe dieser Beziehungen möglich gewesen. Auch die Darstellung der Geschichte nicht-

ungarischer Völker vor 1790, die im historischen Ungarn lebten, läßt sich nicht als vollständig bezeichnen⁽¹¹⁾.

Zum Jahreswechsel 1971/72 wurde die dritte Auflage des zitierten Werkes angeboten, gegenüber der 1964er Zweitaufgabe inhaltlich wie bibliographisch unverändert; unverändert auch Vorbemerkungen und Vorwort. (In der gleichfalls von den Mitarbeitern des Instituts für Geschichtswissenschaften der Ungarischen Akademie der Wissenschaften verfaßten deutschsprachigen „Geschichte Ungarns“ allerdings ist der Literaturteil alphabetisch geordnet, das Vorwort fehlt⁽¹²⁾). Wenn das 1964 Geschriebene gründlich genug durchdacht und diskutiert war, um 1967 keiner Modifizierung zu bedürfen und auch seither unangetastet zu bleiben, haben sich offenbar auch die geschilderten Verhältnisse kaum gebessert. Stagniert aber trotz der in die Vergangenheit geschobenen Klassenkampf-Brücke die gegenseitige Annäherung von benachbarten, größtenteils sogar außenpolitisch-militärisch zusammengeschweißten Völkern, wirkt es desto negativer, wenn ideologiehalber vorweggegebene Resultate das Forschungsziel sind. So hatte der in München lebende ungarische Mittelalter-Forscher Thomas von Bogyay kürzlich Anlaß, zu einer von Lajos Elekes, Emma Lederer und György Székely gelieferten Arbeit bedauernd festzustellen: „Die marxistische Geschichtsschreibung möchte die Ostbewegung (der Székler) als eine Flucht vor der ‚Unterdrückung durch die feudale Staatsmacht‘ erklären. Es ist aber erwiesen, daß die ungarische Königsmacht die östliche und südöstliche Karpatengrenze schon vor Ankunft der Székler und Sachsen erreichte und dort Burgen und Grenzwächterposten anlegen ließ⁽¹³⁾“.

Was als „erwiesen“ gelten kann in bezug auf diesen alten ungarischsprachigen Volksstamm, dessen Siedlungsgebiet im heutigen Rumänien liegt, braucht hier nicht im geringsten zu interessieren: nach anderthalb Jahrhunderten seriöser und pseudowissenschaftlicher Befassung mit dem Székler-Thema übersteigt die einschlägige Literatur jedes überschaubare Maß, indes die Herkunftsfrage nach wie vor ungeklärt ist. Zwischen den Weltkriegen, während des erbitterten Ringens von Ungarn und Rumänen um den Besitz Siebenbürgens, konnten sich einheimische und mehr noch ausländische Historiker, Anthropologen, Ethnologen auf mannigfache Weise zur Parteinahme für die eine oder andere Seite gedrängt fühlen (J. v. Farkas deutet sogar Bestechungsversuche an⁽¹⁴⁾). Man möchte meinen, heute sei es gleichgültig, zu welchem Resultat jemand gelangt, der sich für

die Vergangenheit Siebenbürgens und seiner Bewohner interessiert. Aber wie es scheint, wird im jetzigen stillen, intellektualisierten Kampf, der auf frühere Waffengänge und lautstarke Irredenta folgte, nicht selten die Berücksichtigung vormals unbekannter, nämlich weltanschaulicher Wünsche erwartet. Zumindest bei der Beurteilung geschichtswissenschaftlicher Arbeiten – über gleich welchen Zeitraum – gilt es, den ideologischen Standort des Autors einzukalkulieren, der ihn möglicherweise unbewußt nach einem bestimmten Ergebnis trachten ließ, statt ihm nahezulegen, sich dem Materialbeweis zu beugen.

Unglücklicherweise ist das derzeitige Pensum subtiler, deshalb schwierigerer Randkenntnisse nicht der leidige Ersatz fürs früher erforderliche Wissen um Südosteuropas Probleme, sondern Zusatz dazu. Geblieben ist, obschon nur zur Wahrung des gegenwärtigen Besitzstandes, der mit anderweitigem Bezug von den Südosteuropäern selbst für obsolet erklärte historische Prioritätsanspruch des staatstragenden Volkes. Und hat sich in einem Land der Sprachchauvinismus ausgetobt, wird er im nächsten desto schärfer praktiziert. Während diese Zeilen geschrieben werden, ist es ebenso undenkbar, in Rumänien die unumgängliche Erlaubnis zur Ortsnamenforschung auf dem Gebiet etwa der deutschsprachigen Minderheit zu bekommen, wie es in Nordjugoslawien vorerst aussichtslos sein dürfte, bestimmtes siedlungsgeschichtliches Material erschließen zu wollen. Im Batschka-Dorf Torscha/Torzsa, dessen Name ausgelöscht ist, stapfen jetzt fremde Füße auf den bunten Mosaikböden reicher Bauern, ihre Gräber sind erbrochen¹⁵⁾. Überraschend meldete am 1. November 1971 die Deutsche Presse-Agentur aus Bukarest: „Den deutschsprachigen Zeitungen und Zeitschriften Rumäniens ist es von der KP-Führung verboten worden, die alten deutschen Namen der siebenbürgischen und banater Städte und Ortschaften zu benutzen. Die großen rumänischen Zentren Kronstadt und Hermannstadt dürfen demnach nur noch mit ihren rumänischen Namen ‚Braşov‘ und ‚Sibiu‘ erwähnt werden. Die Hermannstädter Zeitung mußte sogar ihren Titel ändern. Sie nennt sich jetzt DIE WOCHE. Auch die in Bukarest gemachte wichtigste Zeitung für die rund 420 000 Deutschen in Rumänien erschien zum letztenmal mit der deutschgeschriebenen Datumszeile ‚Bukarest‘. Vom nächsten Tag an hieß es in der Ausgabe plötzlich auf rumänisch ‚Bucureşti‘, und Reporter der Zeitung erwähnten sämtliche siebenbürgische Namen in ihrer rumänischen Ausdrucksweise“¹⁶⁾. Die

Meldung hat sich bestätigt, in den Monaten seither ist die Maßnahme nicht rückgängig gemacht worden, so daß abzuwarten bleibt, ob konsequenterweise auf künftigen rumänischen Landkarten auch die heute zur Sowjetunion gehörenden früher rumänischen Orts- und Gewässernamen russifiziert werden: Bălți, Cernăuți, Chișinău, Edinți, Kălărași, Kornești, Prutul, Storojineț¹⁷⁾.

Bis in die Frühgeschichte wird zurückgegriffen, um erfüllte Territorialansprüche nachhinein apologetisch zu begründen. Der Kontinuitätsgedanke schließt für rumänische Gelehrte jeden Zweifel aus, wer jene „Römer“ waren, deretwegen sich der Hunnenherrscher Attila mit Byzanz zerstritt¹⁸⁾, und für die Folgezeit wird an Hand relativ später ungarischer Chroniken ein Gemälde rumänischer „Staatsgebilde feudalen Typs“ entworfen, die zentralistisch geleitet in und auch weit um Transsilvanien herum bestanden¹⁹⁾, lange bevor Székler und Sachsen als „Ankömmlinge“ auftauchten (sic: jövevény népek)²⁰⁾. Freilich weiß jeder Frühgeschichtsforscher, wieviel Ermessensspielraum sich vorläufig dadurch ergibt, daß die bis heute nachwirkenden Bevölkerungsbewegungen in der Phase eigener Schriftlosigkeit erfolgten²¹⁾. Vielleicht wäre es ein fruchtbarer Kompromiß, jene vom Archäologen Gyula László schon seit längerem offerierte These zu akzeptieren, wonach es kein Entweder-Oder zu entscheiden gilt, keine „Landnahme“ kalendermäßig fixiert zu werden braucht, sondern den Spuren eines gleitenden Übergangs gefolgt werden muß, der vermutlich viele Jahrhunderte gedauert hat²²⁾.

Noch läßt der gegenwärtige Stand wissenschaftlicher Zusammenarbeit wenig planvolles Streben erkennen, das selbstverständlich nicht innerhalb der jeweiligen Staatsgrenzen verstreute nicht-schriftliche Material gemeinschaftlich zu suchen und vor allem gemeinsam auszuwerten. Eine behauptete „völlige Ungewißheit, die im Hinblick auf die Feststellung des Ursprungs der archäologischen Funde herrscht“, nutzen etliche romanoslawische Herkunfts-Verfechter so nachdrücklich zur Slawisierung des gesamten Raumes bis zurück ins fünfte Jahrhundert, daß es den ein nichtslawisches Erbe pflegenden ungarischen Nachbarn leicht an die finno-ugrische Turk-Ehre gehen kann, und mehr oder minder unverblümt grub im zurückliegenden Vierteljahrhundert jeder vorwiegend nach den ihm selbst wichtigen Beweisen²³⁾. Mit entsprechend kräftigem ideologischem Beiklang haben sich aber auch ganz andere Stimmen gemeldet: „Die Zeit zwischen

den zwei Weltkriegen war nicht so, daß sich das Ungartum in Rumänien auch als Nationalität auf dem Boden der Väter zu Hause fühlen konnte. Der Sozialismus jedoch ermöglicht es. Die moderne und streng wissenschaftliche Beschäftigung mit der Vergangenheit der Nationalitäten — so glauben wir — harmoniert vollkommen mit den wohlverstandenen Interessen der rumänischen Geschichtswissenschaft⁽²⁴⁾

Nicht allein „stumme“ (archäologische) Zeugen einer komplizierten Vergangenheit laden zum Interpretationsstreit ein: an die Lesart eines Wortes, eines einzigen Buchstabens in irgendeiner Chronik scheint erst recht das Wohl und Wehe eines Volkes geknüpft. Das ganze Problemspektrum Südosteuropas erglüht, wenn es um Siebenbürgens ungarischen Namen geht, „Erdély“, wobei die alte Schreibweise „Erdelw, Erdeelw, Herdedewel, Herdecheliu, Erdöeli“ vielen prominenten Wissenschaftlern „pars ulterior, Ultra Silvas ~ Ultrasilvanus“ bedeutet, anderen nicht minder Prominenten umgekehrt „vor dem Walde“, und aus den mittlerweile wohl evidenten Gründen ist es auch nicht gut, mit-klären zu wollen, ob Árpáds Vater Álmos anno 896 diesseits oder jenseits einer bestimmten Baumlinie zu Tode kam (in die Affäre quasi als Kronzeuge hineingeraten kann man ohnehin allzusehr — wie es Th. v. Bogyay und Sz. de Vajay ergangen ist)⁽²⁵⁾. Stolz Selbstverständnis bezeugt jene Korrektur, die ein heute bevorzugter Übersetzer (D. Pais) am Chronisten-Porträt von Árpád vorgenommen hat: „Non superbe *sed humiliter* ei respondit“⁽²⁶⁾ hieß früher „alázattal“ = demütig, untertänig⁽²⁷⁾, heißt nun substantivisch „mit Anstand“ (tisztességel)⁽²⁸⁾. Auslassungen und Entstellungen als weltanschauliche Rüge für Skriptoren verblichener Epochen wie die nicht der Einstellung mittelalterlicher Geistlicher entsprechende Kleinschreibung der Anfangsbuchstaben Gottes, des Herrn, himmlischer und königlicher Heiliger⁽²⁹⁾, solche Praktiken sind inzwischen überholt, die Dinge richtiggestellt⁽³⁰⁾. Nach wie vor aber gilt es, im südosteuropäischen Raum trotz aller Schwierigkeiten die Grundregel zu beherzigen, mit der Forschung an den Quellen zu beginnen (über diesbezügliche Schwierigkeiten wird noch ein Wort zu sagen sein). — Übrigens gibt es eine handfeste Erklärung für die neue Objektivität gegenüber wenigstens einem, nämlich dem ersten großen christlichen Arpaden-Herrscher, Stephan I. dem Heiligen: „Die Annahme des Christentums, die Organisierung der Kirche hatte zu jener Zeit fortschrittliche Bedeutung. Die Gründung von Benediktinerklöstern

spielte eine große Rolle bei der Verbreitung der Agrarwirtschaft, in Klosterwerkstätten wurden verschiedene Gewerbe betrieben; die gebildeteren Priesterschichten vermittelten Schriftkundigkeit und Heilwissen, erzogen die für staatliche Aufgaben nötige schmale, gebildete Schicht. Der König konnte nur durch die Bekämpfung der kontemporären Reaktion das Werk der Staatsgründung vollenden. Die teils auf heidnische Ideologie, teils auf das byzantinische Christentum sich stützenden Repräsentanten des Stammespartikularismus bzw. territorialen Separatismus schlug er nieder. Damit breitete Stephan die Macht des Arpadengeschlechts über das gesamte Land aus, der König der Pannonier wurde König der Ungarn, die stammesförderativen Formen wurden liquidiert . . . Mit der Krönung trat unser Vaterland in die Reihe der anerkannten europäischen Länder ein⁽³¹⁾.

Dies Arrangement mit der Historie erspart es inländischen und westlichen Forschern, sich verdächtig zu machen, dem Parteistaat Schaden zuzufügen mit der Aufhellung der stephaninischen Epoche; sogar zur internationalen Zusammenarbeit ist es schon gekommen. Es gibt jedoch auch andere Themen als Stephan I. d. Hl. Den Mut einzelner Historiker — und das Problem —, Geschichte wahrheitsgetreu darzustellen, statt schielend nach dem Sekundenzeiger der Gegenwart zu werten, dokumentiert die Verteidigungsschrift eines betagten, bekannten Budapester Kollegen: „Die Kritik, die György Székely meiner 1967 in der Reihe Wissenschaftsgeschichtliche Studien, Nr. 5, erschienenen Arbeit ‚A Thuróczy-krónika és forrásai‘ (Die Thuróczy-Chronik und ihre Quellen) angedeihen ließ (in ‚Századok‘ [Jahrhunderte] Jahrgang 103, 1969, S. 1215—1217), ist wie jede Äußerung des illustren Verfassers geeignet, die Aufmerksamkeit der Fachleute nachhaltig zu binden. Wenn ich mit etwas ganz und gar nicht einverstanden sein kann, dann mit der Berufung auf die Dialektik als entscheidendem Argument. Ihrem Wesen nach verschiedene Phänomene können nicht vermengt werden mit dem Ziel, daß ihre Einheit als Resultat der dialektischen Entwicklung erscheine. So verfahren kämen wir nicht nur in Konflikt mit dem Grundprinzip der Logik, sondern auch mit der einfachsten Regel intuitiven Geschichtsverständnisses. Weder Friedrich II. noch unbedeutendere Personen als er können zu blinden Handlangern schematischer Ansichten degradiert werden. Wenn wir darauf verzichten, in den historischen Akteuren zwar durch die Umstände ihrer Epoche gedanklich bestimmte Leute zu sehen, und statt dessen annehmen,

daß sie ihr Leben allein zufolge den irgendwie ihnen eingepflanzten Ideen ausrichteten, machen wir die Historiographie untauglich für die Menschendarstellung. Der aufmerksame Leser kann erkennen, daß hinter der Erörterung der Probleme mehr steckt, als ein Versuch, die übliche Meinungsdifferenz zwischen Autor und Rezensent wegzuglätten³²⁾.

Braucht es Beweise, daß schon die angedeuteten Schwierigkeiten zu potenziert Wirkung gelangen, wenn es um zeitgeschichtliche Themen geht? Keine Nation sieht sich gern kühl, distanziert betrachtet, und vollends unerträglich ist das für die Hüter der jeweils alleinseligmachenden politischen Staatsreligion („Dissidenten“ sind, die ihr nicht angehören wollen). Aus der Selbstdarstellung – und keine andere gilt – wird das Difforme, Heikle ausgemerzt. Wen braucht es zu kümmern, was wirklich war? Verschlusssache sind viele Dokumente aus der Zeit, da sich die Räteherrschaften erstmals formierten. Biographisch existiert Ungarns Fürstprimas Kardinal Mindszenty nicht, wo zeitgeschichtlich keineswegs bedeutsamere Personen vorgestellt sind³³⁾; bei der Durchsicht biographischer Lexiken verblüffen die Auswahlkriterien³⁴⁾. Ein welterschütternder Volksaufstand verliert bald Namen und Daten: nur in den Ohren Eingeweihter widerhallt Geklirre von Panzerketten, Geschützdonner und jene Maschinengewehrgarbe vorm Parlament, die einen gerade auf der „falschen“ Seite stehenden Mann tötete, in dessen posthumem Buch der Waschzettel sanftmütig kündigt: „Dieser Band gibt Einblick in das reiche Lebenswerk des mit dem Kossuth-Preis ausgezeichneten korrespondierenden Mitglieds der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, des mit tragischer Plötzlichkeit entschlafenen (sic: elhúnyt) Wissenschaftlers“³⁵⁾. Das verpatzte Lebensjahrzehnt eines anderen wird diskret umschrieben mit „langen, schweren Heimsuchungen“ und einem frohen Bekenntnis zum sozialistischen Vaterland, als habe sich alles in der Fremde abgespielt³⁶⁾. Was war, scheint nicht der Rede wert. Es ist nicht ratsam, zu sprechen, zu fragen. Wer Tausende Kilometer Umwege reisen mußte, weil ein südosteuropäisches Transitvisum ohne Angabe von Gründen verweigert wurde, wem südosteuropäische Kollegen Antragsablehnungen zeigten, weil ihr Besuch Westeuropas „mit den Staatsinteressen unvereinbar“ sei, der schweigt. Wer von weither kam und erlebte, daß die Zurückweisung noch nach Betreten des Katalogsaals erfolgen kann, übt alsbald lächelnd „Wohlverhalten“. Denn natürlich fehlen zahlreiche Quellen in den westlichen Instituten und Archiven,

deren Bestände jedem zugänglich sind und die mit kärglichen Mitteln, aber ohne weltanschauliche, nationale Bindungen trachten, eine gemeinsame südosteuropäische Geschichtsschreibung zu fördern und supranationale Lexiken herauszugeben, die in Südosteuropa selbst noch nicht zustande gekommen sind.

Nicht die letzte Hürde vor jederlei Forschungsvorhaben in wie über Südosteuropa ist die von Fall zu Fall nicht leicht analysierbare und belegbare, doch allseits spürbare Unsicherheit hinsichtlich der bevorstehenden tagespolitischen Entwicklung. Niemand vermag zu sagen, welcher sozialistisch-weltanschauliche Aspekt wann einer neuen Deutung unterworfen sein wird. Es bedarf keines umstürzenden Wandels der Lesart einer komplexen, oft nicht einmal in der Benennung richtungsmäßig exakten Doktrin, sondern nur eines relativ geringfügig erscheinenden außen- oder auch innenpolitischen Kurswechsels, um plötzlich irgendwelche Stellen im gigantischen Parteistaatsapparat zu veranlassen, sich mit Historikern zu beschäftigen. Das kann für viele Angehörige dieses Berufsstandes ruinös sein, wenn ihre Arbeiten sich als „falsch“ erweisen: falsch nach der jeweiligen, anders geeichten politischen Elle. Oder wenn sie Fremden aus Gastfreundschaft, Weltaufgeschlossenheit kollegiale und persönliche Hilfe bieten, für die vielleicht Rechenschaft gefordert wird: in Südosteuropa gibt es den Begriff „Kulturspionage“, der freilich undefinierbar ist. — Ohne den Umstand, einer zumal wechselhaften Parteistaatsräson eher intuitiv Rechnung tragen zu müssen, hätte die ständige Mahnung zur Vorsicht gewiß etwas Gutes: manchen der allenthalben sonst allzu flink aus der Hand gegebenen Arbeiten würde ein nochmaliges, gewissenhaftes Überprüfen nichts schaden. Doch wo Geschichtsgelehrte befürchten, beim Verbannen ihres Werkes in die Sperrbibliothek zum Archivdiener degradiert zu werden oder in einem „Produktionsbetrieb“ mit physisch kräftigeren Werkträgern wetteifern zu müssen, vielleicht sogar zur Arbeitslosigkeit verurteilt zu werden, zeitigt menschliche Existenzangst, Sorge um die Familie eine negative, nämlich opportunistische Tendenz. Die Flucht in historische Fernen und Winkel ist kein verlässlicher Ausweg, vielmehr Symptom; alle wissenschaftliche Akribie befreit nicht von Sorge. Nahe zurückliegende Themen zu berühren (zum Beispiel ČSSR 1968) gleicht dem Hantieren am Katapult, das den Geschichtswissenschaftler blitzschnell hinschleudern kann in die Reihe der Staatsfeinde: er ist ja ein Wissender und sein Metier

das Gedächtnis. Derzeit sind — um im „klassischen“ Südosteuropa zu bleiben³⁷⁾ — slowakische Historiker an der Reihe.

Gefährdete Menschen suchen Schutz in der Gruppe. Kollektivschuld heißt auch: verteilte Schuld. Man weiß sich nicht schuldig und will es nicht werden. Doch oft erzeugt bei der Begegnung von in und über Südosteuropa Forschenden schon die Einsicht, gemeinsames, bedrückendes Wissen besser nicht auszusprechen, eine Atmosphäre von Konspiration, die in Wirklichkeit nicht besteht. Man sitzt den Älteren gegenüber, die noch jene Generation kannten und als Lehrmeister hatten, die couragiert ihrem königlich-kaiserlichen Herrscher öffentlich sagten, wie sie das Handeln seiner Majestät, seiner Familie oder deren Kreaturen beurteilten — an Hand der Fakten³⁸⁾. Ist es für die Jungen ein maghrebinisches Märchen, daß es ein reines Finanzproblem war, Gewesenes aufzuhellen und wahrheitsgetreu darzubieten? Südosteuropaphilen Sprachschülern erzählen es die rumänischen Grammatiklehrer:

„Im Frühjahr arbeitete Bălcescu viel und war deprimiert, weil er nicht vorwärts kam. Zwei Werke waren geplant, von denen er glaubte, sie würden sein Lebensinhalt sein. Ständig hatte er Material gesammelt für eine Schrift über den sozialen Status der rumänischen Bauern. Das zweite Werk galt der Geschichte der Kämpfe der Rumänen unter Mihail Viteazul (Prinzregent der Walachei 1593—1601). ‚Ein dokumentarisches, schwungvolles Buch ist nötig‘, sagte er, ‚um im Volk den Wunsch nach Freiheit wieder zu erwecken und es zu Opfern für die nationale Unabhängigkeit zu bewegen.‘ Aber die Arbeit kam schwer voran. Auf dem Tisch befanden sich zehn Hefte mit Exzerpten, dazu ein Dutzend aufgeschlagener Bücher mit roten und blauen Unterstreichungen. Doch es war zu wenig. Zu jedem Buch benötigte er zehn andere Bücher, Quellen, an die heranzukommen er keine Möglichkeit sah. Er hörte Tița nicht anklopfen und bemerkte nicht, daß sie ins Zimmer trat. ‚Was ist dir?‘ — ‚Ich kann nicht arbeiten wie ich möchte, Tița. Bücher fehlen mir. Sie sind im ganzen Land nicht vorhanden.‘ — ‚Kannst du sie nicht von außerhalb bestellen?‘ — ‚Es sind sehr teure Bücher. Gar nicht zu reden davon, daß mir nicht nur Gedrucktes fehlt. Ich müßte zu den Quellen, sie aufspüren in ausländischen Archiven, Dokumenten- und Handschriftensammlungen, in bestimmten Museen. Des Historikers Werk ist nicht rumänisch, man kann nicht mit Fantasie ergänzen was an Fakten und wirklichen Daten fehlt.‘ — ‚Nicule, warum

reist du nicht ins Ausland?' — ‚Wie sollte ich das tun, Tița?' — ‚So wie es jedermann tut. Wir müssen Geld aufreiben für solch eine Arbeit.' Er nahm seinen Mantel und schritt zur Tür. Als sie allein war, trat Tița ans Fenster. Der ganze Garten war voll blühender Bäume. ‚Auch Nicu ist ein Baum in seiner Blüte, der Früchte tragen soll.‘³⁹⁾

ANMERKUNGEN

- ¹ Goethe, J. W. v.: „Maximen und Reflexionen“, 690 (Cotta-Ausgabe, Bd. II, Stuttgart S. 761).
- ² Farkas, Julius v.: „Südosteuropa. Ein Überblick.“ Göttingen 1955, S. 6.
- ³ Ferdinandy, Mihály: Középeurópa kezdetei. A Magyar Birodalom kialakulása (Die Anfänge Mitteleuropas. Die Herausbildung des Ungarischen Reiches). In: Apolló, Budapest, IV/1–2 (VIII. Bd.), S. 43–54.
- ⁴ E. Fehér, Pál: Magyarok Kelet-Európában (Ungarn in Ost-Europa). In: Élet és Irodalom (Leben und Literatur) Budapest, XIII/46, 15. 11. 1969, S. 1 f.
- ⁵ E. Fehér, a. a. O., S. 2.
- ⁶ Molnár, E., Pamlényi, E., Székely, Gy. (ed.): „Magyarország története“ (Geschichte Ungarns). I–II, Budapest, I. Aufl. 1964, 2. überarb. Aufl. 1967, 3. unveränd. Aufl. 1971.
- ⁷ Molnár u. a., zit. Werk, II, 2. Aufl., S. 609.
- ⁸ Molnár u. a., zit. Werk, I, S. 6.
- ⁹ Farkas, J. G. (ed. und übers.): „Die ungarische Revolution 1956. Rundfunkdokumente, unter besonderer Berücksichtigung der studentischen Bewegung.“ Mit einem Vorwort von Alexander Graf Schenk von Stauffenberg. München u. Köln 1957, S. 87, 96, 109.
- ¹⁰ Molnár u. a., zit. Werk, I, S. 5.
- ¹¹ Molnár u. a., zit. Werk, I, S. 5 f.
- ¹² Pamlényi, E. (ed.): „Die Geschichte Ungarns“. Budapest 1971.
- ¹³ Bogyay, Th. v.: „Über Herkunft, Gesellschaft und Recht der Székler“. In: Ungarn-Jahrbuch, XVIII, München 1970, S. 20–33.
- ¹⁴ Farkas, J. v., zit. Werk, S. 6.
- ¹⁵ Barkmann, Emma: „Torscha. Eine volksdeutsche Siedlung in der Batschka.“ Phil. Diss., Berlin 1942.
- ¹⁶ Siebenbürgische Zeitung, München, Jg. 21 Nr. 18 (15. 11. 1971), S. 1.
- ¹⁷ Atlas Geografic, Republica Socialistă România. Editura Didactică și Pedagogică, București 1965. Blatt 108: R. P. România Partea de Nord-Est.
- ¹⁸ Daicoviciu, C., Pascu, St., Moraru, T., u. a.: „Erdély története“ (Geschichte Siebenbürgens). I–II, Bukarest 1964. Bd. I, S. 70. — Dort Verweis auf Priscus: „Hist. Gr. Minores“, ed. Dindorf, I, 286.
- ¹⁹ Gheorge, Ștefan: „Mozzanatok a román nép történetéből (Momente aus der Geschichte des rumänischen Volkes). Bukarest 1967, S. 22. — Dort Verweis auf Anonymus: „Gesta Hungarorum“.
- ²⁰ Daicoviciu u. a., zit. Werk, S. 120.
- ²¹ Daicoviciu u. a., zit. Werk, S. 78.
- ²² László, Gy.: „Kérdések és feltevések a magyar honfoglalásról“ (Fragen und Hypothesen

- zur ungarischen Landnahme), in Zs.: „Valóság“ (Wirklichkeit), Budapest 1970, I, S. 48–64. – Ders.: „A ‚kettős honfoglalás‘-ról“ (Über die ‚doppelte Landnahme‘ der Ungarn). In: „Archaeologiai Értesítő“ (Archäologische Mitteilungen), Budapest, 97. Bd. (1970) Nr. 2, S. 161–190.
- ²³ Daicoviciu u. a., zit. Werk, S. 69, S. 72 Anmerkungen 4–5 und S. 75 f.
- ²⁴ Jakó, Zsigmond: „Történetírásunk új feladatei. A hazai magyar történetírók szerepe“ (Neue Aufgaben unserer Geschichtsschreibung. Die Rolle der einheimischen ungarischen Historiographen). In: „Korunk“ (Unser Zeitalter) XXIX/4, Bukarest 1970 (April), S. 484 bis 488. – Vgl. im selben Korunk-Heft auch Mureşan, Camil: „Gondolatok történetírásunk állapotáról“ (Gedanken über den Zustand unserer Geschichtsschreibung), S. 492–496; und Ferenczi, G., Ferenczi, I.: „Erdélyi középkori történet-kutatás és régészet“ (Geschichtliche und archäologische Erforschung des siebenbürgischen Mittelalters), S. 500 bis 505.
- ²⁵ Fettich, Nándor: „Válasz a zempléni fejedelmi sírlelet ügyében...“ (Antwort auf die Stellungnahmen betr. das Fürstengrab von Zemplin). Bartha, A., Bóna, I., Dienes, L., Görffy, Gy., László, Gy., Pais, D.: „Megjegyzések Fettich Nándor válaszára“ (Bemerkungen zu N. Fettichs Antwort). In: Archaeologiai Értesítő“ (Archäologische Mitteilungen) Bd. 96/I, Budapest 1969, S. 109–125.
- ²⁶ Anonymi Belae regis notarii „Historia Hungarica de septem primis“, Cassoviae MDCCXLVII, Caput XIV „De Arpad duce“, S. 33.
- ²⁷ Szabó, K., Mika, S. (übers.): „Béla király névtelen jegyzőjének könyve a Magyarok Tetteiről“ (Das Buch des anonymen Notars von König Béla über die Taten der Ungarn). Budapest o. J. [ca. 1895], S. 21. – Vgl. Halász, E.: „Magyar-Német szótár“ (Ung.-Dtsches Wörterbuch), I–II, 2. Auflage Budapest 1964, Bd. I, S. 47.
- ²⁸ Klaniczay, T., Barta, J., Waldapfel, J. (ed.): „Szöveggyűjtemény a régi magyar irodalomból“ (Textsammlung aus der alten ungarischen Literatur), I–III, Budapest 1951–52, Bd. I, S. 12.
- ²⁹ Klaniczay u. a., zit. Werk, S. 2–18.
- ³⁰ Klaniczay u. a., zit. Werk, 2. Auflage Budapest 1963, Bd. I.
- ³¹ Molnár u. a., zit. Werk, (3. unveränd. Aufl., 1971) I, S. 50 f.
- ³² Mályusz, Elemér: „Válaszul Székely György kritikai megjegyzéseire“ (Antwort auf György Székelys kritische Bemerkungen). In: „Századok“ (Jahrhunderte), Budapest 1971 Nr. 1, S. 135–141 (Sonderdruck).
- ³³ Pamlényi u. a., zit. Werk, S. 680.
- ³⁴ Magyar Életrajzi Lexikon (Ungarisches Biographisches Lexikon), 1. Bd., Budapest 1967.
- ³⁵ I. Tóth, Zoltán: „Magyarok és románok. Történelmi tanulmányok“ (Ungarn und Rumänen. Historische Studien). Hrg.: Csátrai, Dániel. Budapest 1966.
- ³⁶ Radó, Sándor: „Dóra jelenti“ (Dora meldet). Budapest 1971, S. 393. Deutsche Übertragung von Farkas, J. G.: „Deckname Dora“, Stuttgart 1972.
- ³⁷ Farkas, J. v., zit. Werk, S. 5.
- ³⁸ Jókai, M., Bródy, S., (ed.), Marczali, H.: „Ezernyolczszáznegyvennyolcz. A magyar szabadságharc 1848–49-ben“ (Tausendachtundvierzig. Der ungarische Freiheitskampf von 1848–49). Budapest 1898. – Acsády, Ignác: „A magyar birodalom története“ (Geschichte des ungarischen Reiches). I–II, Budapest 1903–1904, Bd. 2, S. 685–775.
- ³⁹ Cazacu, B., u. a.: „Cours de Langue Roumaine“, Bucureşti 1967, S. 825 f.: „Din viaţa lui Nicolae Bălcescu“ (Aus dem Leben N. Bălcescus); d’après Camil Petrescu: Un om între oameni“ (Ein Mensch unter Menschen).